

NICHTS  
DARAN  
IST WITZIG

Stories von

Gerrit Wustmann

**sujet verlag**

CIP - Titelaufnahme in die Deutsche Nationalbibliothek  
© 2023 by Sujet Verlag

ISBN: 978-3-96202-132-0

Lektorat: Natalia Sadovnik

Umschlaggestaltung: hannes haus, [www.hanneshaus.de](http://www.hanneshaus.de)

Layout: Rieke Kämper

Druckvorstufe: Sujet Verlag, Bremen

Printed in Europe

1. Auflage 2023

[www.sujet-verlag.de](http://www.sujet-verlag.de)

für Natalia  
*am Fuß des Geschichtenbaums*



*The world is full of ghosts and some of them are still people.*

Peter Straub



## Herr Gräber kommt zu Besuch

„Sie existieren nicht“, sagte der unscheinbare Mann, als er sich an meinem Küchentisch niederließ. Und: „Darüber müssen wir sprechen.“

Er reichte mir gerade bis zur Brust und trug einen grauen, nicht allzu gut sitzenden Anzug. Das gestreifte Hemd spannte über seinem Bauch, keine Krawatte. Graue Haare über einem grauen Gesicht. Kleine Augen, Tränensäcke, randlose Brille, die ihm so auf der Nasenspitze saß, dass er stets über sie hinweg blickte. Und zwar blickte er in meine Richtung, aber irgendwie unfokussiert. Als würde er durch mich hindurchsehen. Ich hatte mal von einem Trick gelesen, mit dem man sein Gegenüber angeblich nervös machen kann: Indem man ihm oder ihr nicht direkt in die Augen sieht, sondern immer auf einen Punkt knapp über den Augenbrauen. Das war es wohl, was er tat.

Gelangweilt sah er aus, gewann aber im Laufe des Vormittags in meiner Küche an Konzentration. Er spielte Routine vor, während ich merkte, wie sonderbar die Situation auf ihn wirken musste. Als hätte er

einen dicken Fang gemacht und glaubte selbst noch nicht so richtig dran.

Aber am besten erzähle ich von Anfang an, sonst könnte das alles für dich noch viel verwirrender sein als für mich.

Es war Donnerstag. Mein freier Tag. Genau genommen habe ich jeden Donnerstag und Freitag frei. Von Montag bis Mittwoch arbeite ich jeweils von acht bis vier im Lager eines Möbelhauses, dessen Name nicht weiter wichtig ist. Dort trage ich verstärkte Schuhe, die mein Arbeitgeber stellt, denn wenn mir etwas Schweres auf die Füße krachen sollte, würde das sonst teuer für ihn. Ich glaube, die drohenden Kosten einer Arbeitsschutzklage sind ihm wichtiger als meine Gesundheit, aber das ist ok. Bislang ist ohnehin noch nie etwas passiert. Ich habe nicht viel mit dem Chef zu tun. Er gibt die Anweisungen und weiß, dass er sich auf mich verlassen kann. Im Gegenzug landet jeden Monat pünktlich das Gehalt auf meinem Konto, und es ist genug, um mir alles leisten zu können, was ich brauche. Das ist nicht viel, und genau deshalb habe ich heute Besuch bekommen. Dazu später mehr.

An diesem Novemberdonnerstag ist der Himmel grau und es sieht nach Regen aus. Trotzdem wird es nicht regnen, das kann man an der Luft wahrnehmen. Vielleicht morgen, vielleicht gar nicht. Ich mag diese trüben freien Tage, die kühl sind, nicht kalt, gewissermaßen ein unspezifisches Wetter, das die meisten Menschen wohl als *schlecht* kategorisieren würden, ich hingegen als *gut*.

Gegen neun Uhr stehe ich auf, trinke einen Kaf-

fee und lese am Küchentisch ein paar Seiten in einem Roman. Meistens lese ich auf meinem Lesesessel im Wohnzimmer, aber den Kaffee trinke ich lieber in der Küche.

Später will ich einen Spaziergang machen und unterwegs das Buch, das ich gestern ausgelesen habe, in den offenen Bücherschrank im Eingangsbereich des Supermarkts um die Ecke stellen. Jeden Samstag findet sich dort gegen elf Uhr eine Runde aus vier alten Damen ein, die blättern und schnatternd durch die neu hinzugekommenen Bücher stöbern, eine Auswahl unter die Arme klemmen und dann ein Teilchen oder ein Stück Kuchen essen, das sie bei dem zum Supermarkt gehörenden Bäcker kaufen. Sie haben schon mehrmals Bücher mitgenommen, die ich nur für sie dort hinterlassen habe, und es freut mich, wenn ich ihnen eine Freude machen kann.

Danach einen Schlenker in den Wald. Der ist bei solchem Wetter menschenleer. Man kann die Ruhe genießen, die Stimmen der Vögel, das leise Rauschen des Baches, in dem ich ab und zu einen Frosch entdecke. Einmal sogar einen Aal. Das war letzten Sommer. Ich hatte die Schuhe ausgezogen, watete durch eine flache Stelle in einer Biegung, hinter der der Bach wieder schneller fließt, und sah ein Schimmern, etwas Längliches, das sich nicht bewegte. Ich ging näher, ging in die Hocke. Beobachtete. Nach einigen Sekunden zuckte der Aal und schwamm rasch davon. Er hat mich gesehen, dachte ich, und mich als Gefahr wahrgenommen. Ich bin nicht gefährlich, aber woher sollte der Aal das wissen?

Die freien Tage verbringe ich meistens so. Aber heute, heute wurde daraus nichts. Denn gegen elf (laut der Uhr, die in der Küche neben dem Kühlschrank hängt) klingelte es erst an der Tür, und als ich nicht sofort reagierte, klopfte es. Nicht zu fest, aber bestimmt. Es war die Art Klopfen, die eine gewisse Wichtigkeit intonierte, sich aber hütete, bedrohlich zu klingen.

Es klingelt selten bei mir. Dasselbe gilt fürs Klopfen. Und wenn es mal passiert, dann ist es meist ein Paketbote, der mir etwas aufs Auge drückt, das die Nachbarn im Internet bestellt haben. Die Nachbarn bestellen ziemlich viel im Internet.

Ich stelle die halbleere Kaffeetasse, die ich gerade in der Hand habe, auf die Tischplatte, stecke das Lesezeichen zwischen die Seiten 36 und 37, lege das Buch neben die Tasse und gehe zur Tür. Sie hat keinen Spion, also sehe ich nicht, wer es ist, aber die Zeit (wie gesagt, elf Uhr) passt zur Tour der Paketboten. Also öffne ich. Und sehe diesen kleinen grauen Mann dort stehen, eine braune Aktentasche aus rissigem Leder in der linken Hand.

„Hallo“, sagt er.

„Hallo“, sage ich.

Er räuspert sich und blickt in den Wohnungsflur statt in mein Gesicht, was man wohl unhöflich finden könnte.

„Bitte entschuldigen Sie die Störung. Haben Sie ein paar Minuten Zeit?“

„Ich...“, sage ich.

„Oh“, sagt er, „Verzeihung. Natürlich. Mein Name

ist Gräber. Ich komme vom Bürgeramt. Ich habe ein paar Fragen an Sie. Es ist wichtig, dauert nicht lange.“

Er zückt einen Ausweis aus der Innentasche seines Jacketts, auf dem ich das Stadtwappen erkenne, daneben sein Foto und ein paar weitere Angaben. Das sieht offiziell aus, könnte aber auch etwas Selbstgebasteltes sein. Ich habe sonst nie mit Behörden zu tun, daher wäre ich kaum in der Lage, den Unterschied zu erkennen. Aber weil Herr Gräber seriös wirkt und so, wie ich mir jemanden von einem Amt vorstelle und weil es im Fall der Fälle eh nichts bei mir zu holen gibt, bitte ich ihn herein und führe ihn in die Küche. Mir entgeht nicht, dass er auf dem kurzen Weg dorthin Seitenblicke ins Wohnzimmer und ins Badezimmer wirft.

„Bitte“, sage ich und ziehe den zweiten der zwei Stühle unter dem Tisch hervor. Er setzt sich. Er sagt: „Sie existieren nicht. Darüber müssen wir sprechen.“

So, da wären wir also.

Weil ich glaube, er macht einen Scherz, eine Art Beamtenhumor, der sich mir nicht erschließt, lache ich kurz. Aus Höflichkeit. Dann setze ich mich, stehe aber sofort wieder auf und frage: „Kaffee?“

„Sehr gern!“, sagt Herr Gräber. „Mit Zucker, bitte.“

„Das tut mir leid. Ich habe weder Zucker noch Milch, auch keinen Süßstoff. Trotzdem?“

Er sieht aus, als hätte er diese Antwort vorhergesehen. Er nickt.

„Danke“, sagt er, als ich ihm die Tasse hinstelle, aus der es dampft.

„Also, wie kann ich Ihnen helfen, Herr Gräber?“

Er pustet ein paar Mal auf den Kaffee, dann trinkt er schlürfend einen Schluck. „Gut, sehr gut“, sagt er, stellt seine Tasse ab, sagt: „Wie ich sagte. Ich habe den Eindruck, dass Sie nicht existieren. In so einem Fall muss das Bürgeramt prüfen, ob ein Bürger, dem Anfangsverdacht zufolge, tatsächlich nicht existiert, oder ob unsererseits ein Irrtum vorliegt. Das passiert manchmal.“

„Aha“, sage ich. Und glaube inzwischen, dass er nicht scherzt, sondern, dass das bloß Beamtenkauderwelsch ist. So wie Beamte nicht Party sagen, sondern *Tanzlustbarkeit*. Oder *lebende Einfriedung* statt Hecke. Ich habe darüber mal ein Buch gelesen, dessen Autor vorrechnete, wie viele Beamtengehälter man einsparen könnte, wenn man all jene feuern würde, die nichts zu tun haben und deshalb ihr ganzes Leben damit verbringen, unsinnige Formulare und eine ganz eigene, nur Beamten zugängliche Sprache zu erfinden.

Ein Bürger, der nicht existiert, ist einer, mutmaßlich ich, dessen Personalausweis abgelaufen ist. Sowas könnte mir passieren, weil ich mir keine Gedanken über derlei Dinge mache. Oder einer, zu dem einige dieser unsinnigen, qua Amtsordnung aber unabdingbar vorhanden sein müßenden Formulare fehlen.

Ich nehme es mit Humor.

„Wie kommen Sie auf sowas?“, frage ich. „Ich sitze doch hier.“

Herr Gräber schielt wieder ungefähr auf meine rechte Augenbraue, und ich finde diese Taktik fies. Ist er der *good cop* und sein Blick der *bad cop*?

„Das wird sich zeigen müssen“, sagt Herr Gräber kryptisch. Er hievt seine Aktentasche auf den Tisch, klackt die Schnalle auf, zieht einige Papiere hervor und fächert sie vor sich. Er studiert sie über seine Brille hinweg. Aus seiner Nasenspitze wächst ein einzelnes Haar, das nur zu sehen ist, wenn er den Kopf so neigt, wie jetzt. Ich nehme mir vor, ihm nicht mehr in die kleinen Augen, sondern nur noch auf dieses Haar zu blicken. Auch dann, wenn er den Kopf wieder hebt und ich es nicht mehr sehen kann, weiß ich ja, dass es da ist. Dass es existiert, wie er wohl feststellen würde.

„Seit wann wohnen Sie hier?“

„Seit fast zwanzig Jahren“, sage ich wahrheitsgemäß.

„Und vorher?“

„Auf der anderen Straßenseite.“

Er guckt wie ein Fragezeichen.

„Ich mag es hier“, sage ich. „Die Wohnung hier liegt lichttechnisch etwas besser als die drüben, deshalb bin ich umgezogen.“

„Ah“, sagt er, hakt etwas ab, fragt: „Nette Nachbarn?“

„Keine Ahnung“, sage ich. „Ich sehe sie nicht oft. Bin lieber für mich.“

„Soso“, sagt Herr Gräber und macht eine Notiz. „Und Sie arbeiten bei Möbel...“

„Ja. Im Lager hinten. Auch so seit zwanzig Jahren. Guter Job.“

„Ein Teilzeitjob. Mindestlohn...“

„Ja, beim Bürgeramt verdient man bestimmt mehr. Für mich ist es ok. Ich brauch nicht viel Geld. Gebe

kaum was aus.“

Herr Gräber schlürft kurz an seinem Kaffee, legt ein Papier weg, nimmt ein anderes. „Ja, da kommen wir der Sache näher“, sagt er. „Ich habe mir Ihre Kontoauszüge ange...“

„Was haben Sie? Und was ist mit dem Bankgeheimnis?“

„Bestimmte Behörden“, sagt er ruhig, „dürfen in bestimmten Fällen Einsicht in die Bankdaten der Bürger nehmen. Hier liegt so ein Fall vor. Ein Bankkonto verrät meist schnell, ob jemand existiert oder nicht.“

„Na, dann wäre das doch geklärt“, sage ich und lasse ihn meinen Ärger hören.

„Eben nicht. Auf Ihrem Konto geht pünktlich zum ersten jedes Monats das Gehalt ein. Noch am selben Tag werden per Dauerauftrag, Moment, ah, hier, ja... folgende Posten abgebucht: Miete, Strom, Heizung. Außerdem: Barauszahlung dreihundert Euro.“

„Und?“

„Eben. Nichts und! Das ist es ja. Gehalt, Miete, Strom, Heizung. Sonst keinerlei Buchungen auf Ihrem Konto. Noch nie! Das lässt uns schon an Ihrer Existenz zweifeln.“

Ich verschränke die Arme vor der Brust, während mein Kaffee kalt wird. „Wie ich schon sagte, ich brauche nicht viel. Was ich kaufe, zahle ich bar. Macht mich das jetzt irgendwie verdächtig?“

„Und Sie wohnen ziemlich sparsam. Nehmen Sie diese Küche: Ein Tisch, zwei Stühle, eine Uhr an der Wand. Eine Kaffeemaschine. Sonst nichts.“

„Im Kühlschrank sind Lebensmittel...“

„Natürlich, natürlich. Im Badezimmer: Ein Vorleger, ein Spiegel, eine Zahnbürste, eine Tube Zahnpasta, zwei Handtücher, ein Stück Seife, Toilettenpapier. Im Wohnzimmer: Ein Sessel, ein kleiner Tisch, darauf sechs Bücher. Ich vermute, im Schlafzimmer würde ich ein Bett und eine Handvoll Kleidungsstücke finden?“

„Ja, sicher. Und?“

„Wo haben Sie die Möbel gekauft?“

Ich seufze. Ich sollte ihn rauswerfen, aber das Ganze ist unterhaltsam und ich bin neugierig, worauf es hinausläuft, also mache ich weiter mit.

„Ich habe sie nicht gekauft. Ein Deal mit meinem Chef. Er hat mir erlaubt, die Möbel aus dem Lager mitzunehmen, dafür habe ich ein paar Monate unbezahlte Überstunden geschoben.“

„Gab bestimmt Mitarbeiterabbatt...“, sagt Herr Gräber und trinkt seinen Kaffee aus.

„Besser“, sage ich. „Hab sie zum Einkaufspreis bekommen. Ein Viertel vom Ladenpreis. Möbel sind immer total überteuert. Wir verkaufen sie fürs Drei- oder Vierfache, und weil wir auf die Preisschilder noch höhere Mondpreise schreiben und die dann durchstreichen, glauben die Kunden, sie würden Schnäppchen machen. Klappt immer.“

Herr Gräber nickt. „Weiß ich. Hab letzte Woche bei euch im Laden eine Gartenliege runtergehandelt auf fast die Hälfte.“

Jetzt bin ich baff. „Sie waren im Laden? Haben Sie mir hinterherspioniert?“

„Tja, ich wollte halt rausfinden, ob es Sie gibt. Aber

ich konnte Sie nicht finden. Unter anderem deshalb bin ich heute hier.“

„Natürlich konnten Sie mich nicht finden. Ich bin ja nicht im Kundenkontakt, sondern im Lager. Wann waren Sie da?“

„Am Montag.“

„Aha. Dann war ich es, der Ihre Liege aus dem Lager zur Warenausgabe an der Rampe gebracht hat, während Sie an der Kasse bezahlt und Ihren Abholschein bekommen haben. Wenn das nicht Beweis genug für meine Existenz ist...“

Herr Gräber wirkt, als würde er in sich zusammensacken. Er stützt den linken Ellbogen auf den Tisch.

„Immer hinten im Lager“, sagt er. „Wie ein Geist, der wie mit Geisterhand die Dinge auftauchen lässt, die die Kunden sich wünschen...“

Ich muss lächeln. „Ja, kann man so sehen. Schönes Bild. Aber Sie haben sicher auch die Gelegenheit genutzt und mit meinem Chef gesprochen, damit er Ihnen meine Existenz bestätigt.“

Gräber nickt. „Das habe ich.“

„Gut. Könnten Sie dann...“

„Er sagt, er habe Sie noch nie gesehen.“

Jetzt blicke ich weg vom Haar auf seiner Nase und in seine Augen. Ist verdammt schwer, das durchzuhalten, aber er ist offenbar geübt darin und fixiert weiterhin meine Augenbraue. „Naja, wir sprechen nicht direkt miteinander. Die Aufträge geben er oder andere Verkäufer in den Computer ein. Dann macht es Pling und sie erscheinen auf dem Dienstmartphone, das

ich immer dabei habe im Lager. So weiß ich, welchen Karton ich von welcher Lagerposition holen und zu welcher Rampe ich ihn bringen muss.“

„Ihr Dienstmartphone, ist das so eins, das sich von selbst entsperrt, wenn es Ihr Gesicht erkennt?“

„Nein, das entsperre ich mit einem Pincode. Warum zum...“

„Ok“, sagt Gräber, „anderes Thema. Wenn Sie seit zwanzig Jahren hier wohnen, wie kann es sein, dass Ihre Wohnung so leer ist? Ich meine: Sie haben nur die allernötigsten Dinge. Sie lesen viel, haben aber nichtmal ein Bücherregal. Wie kann das sein? Jeder Mensch besitzt Dinge. Die Dinge in einer Wohnung, die Bücher, die Möbel, die Bilder an den Wänden, all das ist ein Spiegel der Persönlichkeit. Hier gibt es nichts davon. Ihre Wohnung ist fast leer. Sie ist ... unpersönlich. Als würde hier niemand wohnen, als gäbe es bloß ein paar Requisiten, als Alibi sozusagen. Können Sie mir das bitte erklären?“

Herr Gräber macht jetzt einen hochkonzentrierten, irgendwie aber auch verzweifelten Eindruck. Er kratzt sich am Kinn.

„Klar“, sage ich. „Ich bin Minimalist.“

„Minimalist?“

„Ja. Sehen Sie, es ist so: Meine Eltern waren sehr wohlhabend. Als ich ein Kind war, war immer alles da, absoluter Überfluss. Wir wohnten in einem riesigen Haus mit Garten, hatten mehrere Autos, und jeden Tag wurde etwas gekauft. Egal was. Es ging gar nicht um die Frage, ob wir einen Gegenstand brauchten oder ob er in irgendeiner Weise nützlich war, sondern

es ging ums Kaufen an sich. Das Allermeiste von dem ganzen Zeug hat nie jemand benutzt, es lag in Schränken und Schubladen und im Keller und verstaubte von dem Tag an, an dem es gekauft wurde. An Weihnachten und Geburtstagen wurden Kübel voller Zeug über mir ausgekippt. Von meinen Eltern, Großeltern, Onkeln, Tanten, manchmal sogar von den Nachbarn.“ Herr Gräber lehnt jetzt auf dem Tisch und hört mir gebannt zu. Er wartet auf die Pointe. „Als Kind fand ich das sogar gut, hab mich auf Weihnachten immer gefreut. Oder, nein, sagen wir so: Ich hab das nicht hinterfragt. Es war selbstverständlich, denn ich kannte es ja nicht anders. Bis ich merkte, dass auch ich mein Zeug nie benutzte. Es verstaubte in meinem Kinderzimmer, während ich das tat, was mir wirklich Freude bereitete...“

„Sie lasen Bücher und verschenkten sie hinterher...“, errät Herr Gräber.

„Genau!“ sage ich. „Ganz genau! Ich habe mir die Frage gestellt: Was brauchst du wirklich? Und wenn man ehrlich zu sich selbst ist, weiß man, dass man so gut wie nichts braucht.“

„Nichts Materielles, meinen Sie...“

„Nichts Materielles, richtig.“

„Nun“, sagt Herr Gräber, „das ist ein Problem.“

„Wieso?“

„Weil ich nicht nachweisen kann, dass Sie existieren, wenn Sie nichts kaufen. So blöd das klingt, aber so läuft das nunmal.“

Ich nehme meine Tasse. Sie ist leer. Ich nicke zu Herrn Gräbers Tasse, er sagt: „Sehr gern, ja, der ist

wirklich gut“, also nehme ich beide Tassen und fülle sie auf, stelle sie wieder hin, er pustet, schlürft einen Schluck, sagt: „Wirklich gut, danke, nur fürchte ich, dass uns das nicht weiterbringt.“

So langsam würde ich gerne wissen, woran wir sind. „Dann, Herr Gräber, sagen Sie mir doch bitte, was wir tun können. Oder, nein, anders: Verraten Sie mir doch bitte, warum das überhaupt wichtig ist.“

Er stellt die Tasse ab, neigt den Kopf so, dass das Haar wieder im Licht schimmert, liest etwas auf einem seiner Blätter. Fragt: „Was lesen Sie da gerade?“

Ich schiebe das Buch zu ihm rüber, er nimmt es.  
*Der Mann ohne Eigenschaften.*

„Ich lese darin schon seit Jahren. Gutes Buch, aber man kann es nicht am Stück lesen. Ich mag die essayistischen Passagen mehr als die erzählerischen. Nach ein, zwei Tagen stelle ich es zurück in den öffentlichen Bücherschrank, und wenn ein Jahr später wieder ein Exemplar drinsteht, nehme ich es mit, wieder für ein, zwei Tage, und...“

„Haben Sie *Der Unsichtbare* gelesen?“

„Klar. Wieso?“

Er schiebt das dicke Buch zu mir zurück. „Nur so. Wobei ... sehen Sie, *Der Unsichtbare* ist wie Sie: Ein ganz dünnes Buch. Kann man an einem Abend lesen. Dieses hier hingegen ist ziemlich dick. Was ich sagen will: Jeder Bürger muss in Relation zu seinem Lebensalter ein gewisses Soll erfüllen, und Ihres ist zu dünn. Viel zu dünn.“

Dazu fällt mir nichts ein, weil ich mich langsam frage, ob Herr Gräber wirklich vom Bürgeramt kommt

oder ob er einfach bekloppt ist.

„Ich weiß“, sagt er, „dass das seltsam klingen muss, denn normalerweise arbeiten wir, also meine Kollegen und ich, im Verborgenen, wir sind sozusagen unsichtbar. Das liegt daran, dass meistens alles in Ordnung ist und wir keinen Grund für Hausbesuche haben. Dafür müssen wir die Akten der Bürger gar nicht lesen. Zum Glück“, lacht er, „denn das wäre ja todlangweilig. Steht eh fast überall dasselbe drin. Wie dick sie sind, darauf kommt es an. Wenn eine Akte eines mittelalten Mannes, wie Sie einer sind, so etwa acht bis fünfzehn Zentimeter dick ist, dann wissen wir: Das passt schon.“

„Und meine ist..“

„Dünn. Verschwindend dünn. Um genau zu sein, es ist die dünnste Akte, die mir je untergekommen ist. Weniger als ein Zentimeter.“

„Ja, und?“

„Wer existiert, der konsumiert. Vielleicht nicht so übertrieben wie Ihre Eltern. Wobei es durchaus krassere Fälle gibt. Ihre Eltern kommen zusammen auf neunundzwanzig Zentimeter..“

„Meine Eltern gab es also..“

„Es gibt sie noch immer. Es wird sie geben, solange es das Archiv des Bürgeramtes gibt. Aber, bitte, lassen Sie mich erklären. Umso schneller sind wir hier fertig.“

Ich trinke Kaffee und lehne mich zurück. Es ist halb zwölf.

Herr Gräber sagt: „Kontoauszüge. Quittungen. Strafzettel. Heiratsurkunden und Scheidungskriegs-

papiere. Anträge. Genehmigungen. Polizeiliche Führungszeugnisse. Zeugnisse. Urkunden. Versicherungsverträge. Kreditverträge und Tilgungsdokumentationen. Sparbücher. Wertanlagen. Tickets. Und all das in großer Menge und außerdem zunehmend. Jedes Papier ein Puzzlestück im Beweis, das jemand existiert und außerdem die Grundlage unserer, also meiner Arbeit. Je mehr sich davon sammelt, desto mehr existiert jemand. Und wenn jemand anders wissen will, ob ein bestimmter jemand existiert, werfen wir einen Blick auf die Akte, setzen ein Maßband an und können so gut wie immer sagen: Ja, dieser Mensch ist echt. Dieser Mensch ist ein Vorgang und hat eine Nummer und verursacht Arbeitszeit, dieser Mensch lässt sich nachweisen.“

Während er spricht, spricht Herr Gräber sich in Rage. Er wird nicht laut, aber es ist, als entstehe Druck in seinem Kopf, Druck hinter seinen Lippen und in seiner Kehle, und das Haar auf seiner Nase wippt. Mir wird klar: Das hier ist wichtig für ihn. Es geht gar nicht um meine, sondern um seine Existenz, genauer gesagt: Um seine Daseinsberechtigung. Er denkt wahrscheinlich: Ich muss das jetzt regeln, denn wenn das jeder so machen würde, ach du Scheiße, was dann?

Ich beuge mich auf dem Tisch vor und sehe ihm in die Augen, ohne dass unsere Blicke sich treffen. „Herr Gräber“, sage ich ruhig, „ich fürchte, ich kann Ihnen nicht helfen. Ich verstehe ja, dass Sie ein Soll erfüllen müssen, denn das ist ihr Job. Aber meiner nicht. Ich bin zufrieden mit meinem Leben, und ich

werde mir keinen Ballast aufhalsen, nur damit Ihre Akte wächst...“

„Es ist Ihre Akte!“

„Nein, ist es nicht. Und wenn, dann ist es mir egal. Falls Ihnen das hilft, stopfen Sie doch einfach einen Packen Druckerpapier in meine Akte. Sie sagen doch selbst, das liest keiner. Wem sollte es auffallen?“

Herr Gräber zieht ein Tuch aus seiner Tasche und tupft sich die Stirn. „Mir“, sagt er leise. „Mir fällt das auf. Denn ich weiß ja, dass es Sie nicht gibt.“

„Also gut“, sage ich. „Würde es Ihnen helfen, wenn ich Ihnen hier und jetzt schriftlich bestätige, dass ich nicht existiere? Könnten Sie den Vorgang dann zu Ihrer Zufriedenheit abschließen?“

„Das würden Sie tun?“

„Klar, warum nicht?“

„Mit allen Konsequenzen?“

„Die wichtigste Konsequenz wäre, denke ich, dass ich Sie dann verabschieden und mich endlich auf meinen täglichen Spaziergang begeben könnte.“

Herr Gräber lebt auf. Offenbar hat er nicht damit gerechnet, dass ich so einfach zu knacken bin. Er greift in seine Aktentasche und holt Blätter hervor, die von einer Büroklammer gehalten werden. „Das hier ist...“

„Das Formular, auf dem ich unterschreiben muss, um meine Nichtexistenz zu beweisen.“

Er nickt.

„Sie verarschen mich!“

Er schüttelt den Kopf. Ich nehme das Formular. Briefkopf des Amtes. Gräbers Bürodaten. Eine Vor-

gangsnummer. Ein kurzer Text: Hiermit versichere ich, blablabla. Darunter: etwa zehn Blätter, beidseitig eng bedruckt mit winzig-winzigem Kleingedrucktem. Ich schüttelte den Kopf. „Lassen Sie mich raten – wenn ich meinen Kringel hier drauf setze, bestätige ich auch, die Allgemeinen Geschäftsbedingungen gelesen, verstanden und akzeptiert zu haben?“

„Sie sollten das lesen“, sagt Herr Gräber, hält mir aber schon seinen Kugelschreiber vor die Nase.

„Ist klar“, sage ich, nehme den Stift, unterschreibe und reiche ihm alles zurück. Er lässt das Papier so fix in seiner Tasche verschwinden, als wäre es nie auf dem Tisch gewesen. Er steht auf. Sagt: „Danke für den Kaffee. Wirklich gut.“

Er wirkt zufrieden. Gelöst. Ich glaube, er nimmt sich den restlichen Tag frei und freut sich schon jetzt auf sein Feierabendbier.

Als er zur Tür raus ist, lache ich laut. Irre, denke ich. Absolut irre.

Die zwei Tassen Kaffee drücken mir auf die Blase, also gehe ich zur Toilette. Während ich mir die Hände wasche, überlege ich, ob ich heute die Route durch die Felder oder durch den Wald nehme. Und ob ich unterwegs noch eine Kleinigkeit esse. Mir fallen die neuen Croissants beim Bäcker ein. Die mit den Sesamstreuseln drauf. Wer Appetit hat, der existiert, denke ich und grinse in mich hinein. Dann trockne ich mir die Hände ab und hebe den Blick zum Spiegel, um mich selbst anzugrinsen. Aber etwas stimmt nicht. Ich kneife die Augen fest zusammen, öffne sie, sehe wieder in den Spiegel, vor dem ich stehe, fron-

tal, etwa ein halber Meter Abstand. Im Spiegel sehe ich das Badezimmer und die halb offen stehende Tür zum Flur. Das sieht alles aus, wie es aussehen soll. Aber mich selbst sehe ich nicht. Ich ändere meinen Blickwinkel. Gehe zwei Schritte zurück, wieder vor, wedele mit den Händen auf Kopfhöhe. Nichts.

Ich hätte das Kleingedruckte lesen sollen, denke ich noch, bevor...

## **Alles neu!**

An einem Morgen, der diesig und finster durch das Schlafzimmerfenster lugte und auf sein erstes Opfer lauerte, verfluchte ein mittelalter Mann namens Dago Bäumler, nachdem er sich unter mannigfachen Schmerzen aus der sicheren Zuflucht seines Bettes gequält hatte, sein Leben nicht einmal, sondern dreimal in kurzer Folge. Sein ganzes Leben, mit allem, was dazugehörte. Der erste dieser sich in lauten, heiseren Ausbrüchen gebärdenden Flüche galt dem desolaten Allgemeinzustand der sterblichen Hülle, die er seit nunmehr sechsundfünfzig Jahren bewohnte und bei deren Auswahl ihm keinerlei Mitspracherecht zugestanden worden war, ein Umstand, der ihn zutiefst betrübte und ihn heute mehr denn je über den Rand der Verzweiflung hinaus beförderte, denn dieser Zustand sollte alsbald zu einer unumkehrbaren Entscheidung führen, die zwar zu einem Teil aus dem Moment und einem Impuls, einer Art göttlich-teuflischen Eingebung, geboren wurde – aber eben nur zum Teil.

Doch halt, zu den beiden anderen Flüchen kommen wir noch. Lasst uns zuerst klären, wie wir überhaupt an diesem diesigen Morgen angelangt sind und warum das wichtig ist, sonst könnte Verwirrung entstehen. Folgendes war geschehen:

Drei Tage vor seinem sechsfundfünfzigsten Geburtstag spürte Dago Bäumlner ein leichtes Ploppen in der Leistengegend, wenn er hustete. Als er sich schnäuzte, folgte dem Ploppen ein Stich, ganz kurz, wie mit einer Messerspitze. Er erstarrte. Ganz langsam und vorsichtig atmete er aus und legte die Fingerspitzen auf die Stelle, als wollte er dort den Puls fühlen. Die Sehnen unter der Haut dehnten sich, wenn er Druck ausübte, und es kam ihm vor, als würde sich etwas verschieben.

War das ein Leistenbruch?

Dago zog die Hand aus dem Hosenbund und legte sie auf dem Schreibtisch ab. Zeitlich passt es, dachte er. Wieder bald zehn Jahre rum, das hieß: Zeit für etwas Größeres. Seit dem Blinddarmdurchbruch kurz nach dem Abitur zählte er das Älterwerden nicht mehr in Kalenderblättern, sondern in Darbietungen des körperlichen Verfalls.

Er tippte auf ‚Senden‘ und die Einladung war raus. Kurz vor knapp, wie immer. Eigentlich könnte er sich das sparen. Die drei wussten Bescheid. Selber Tag, selbe Kneipe, selbe Uhrzeit, keine Geschenke, Ende offen. (Letzteres hieß vor sehr langer Zeit: Kann gerne bis in die Morgenstunden gehen. Heute hieß es meist: Gegen zehn fallen dem ersten die Augen zu.)

Dago hatte sich aus Geburtstagen nie viel gemacht. Während seine Kollegen und Verwandten jedes Jahr größer und noch größer feierten, als wollten sie damit den wachsenden Widerstand gegen das Altern demonstrieren, ihm mit immer gewaltigeren Kalibern auf den Leib rücken, traf sich Dago seit er sich erinnern konnte mit denselben drei Nasen. Best Buddies seit der Uni. Eine intime Runde. Wobei sich die Bedeutung von *intim* gewandelt hatte von *Heldentaten und Bettgeschichten* zu *Prostata, Arterien und Schilddrüse* und der Frage, wer welche Vorsorgeuntersuchung dringend mal über sich ergehen lassen müsste. Carsten fand das, je nach Tagesstimmung, lustig oder nervig. Er war mit zweiundfünfzig der Jüngste. Und der Fitteste. Krankenhausaufenthalte in seinem bisherigen Leben: Drei Tage aufgrund einer Virusinfektion im zarten Alter von fünf Jahren. Dago beneidete ihn oder fand das Leben bei Carstens Anblick in höchstem Maße unfair. Ein Willkürregime ohne jede Empathie oder Gnade.

Er schaltete das Tablet aus und war froh, dass sein Sohn es nicht sah, denn immer, wenn er auf den winzigen Knopf an der Seite des Gerätes drückte und der Touchscreen schwarz wurde, erinnerte er sich, wie Benedikt ihn gefragt hatte: „Warum schaltest du es ab? Der Energiesparmodus reicht völlig, um Akku zu sparen.“

Aber das war nicht der Grund, wenn auch er diesen Aspekt anfangs durchaus in Erwägung gezogen hatte, bis er erfuhr, dass es ihn im Jahr keine fünfzehn Euro kostete, das Ding täglich aufzuladen (was

er nicht tat – einmal in der Woche genügte). Nein, es ging um die Ablenkung. Er hatte sich selbst das Limit von dreißig Minuten am Tag gesetzt: Ein wenig auf Nachrichtenseiten surfen, E-Mails schreiben, Onlinebanking – und dann Schluss. Das Internet machte Dago nervös. Er sah es ja bei Benedikt, der sein Smartphone kaum je aus der Hand legte, und wenn er es doch mal tat, wanderte sein Blick locker viermal in der Minute dorthin, wo es lag, bis Dago ihn genervt bat, es in die Hosentasche zu stecken. Würde er das Tablet nicht abschalten und in einer Schublade unter dem Schreibtisch verschwinden lassen, könnte auch er der Versuchung nicht widerstehen, und am Ende würde er den ganzen Tag am Netz hängen. Davon abgesehen zog er gedruckte Zeitungen ihren digitalen Pendants schon allein deshalb vor, weil unter keinem einzigen Artikel eine Schiffsladung dümmlicher Kommentare stand.

Benedikt hatte eine App, die Nutzungsstatistiken erstellte, und dieser zufolge verbrachte er im Schnitt zwei Stunden und vierzig Minuten pro Tag an dem kleinen Bildschirm. Wo er neben Fulltimejob und Familie die Zeit dafür hernahm, war Dago ein Rätsel, zumal sein Sohn der festen Überzeugung war, damit einen guten Schnitt zu haben und es nicht zu übertreiben, so wie andere, die auf dem Handy auch noch Spiele spielten. Nun, jedenfalls trug Dagos Erklärung ihm einen Blick ein, der zwischen Mitleid, Unverständnis, Entsetzen und dem changierte, was man über alte Leute dachte, die nicht mehr ganz richtig im Kopf waren.

Nachdem seine Frau, Benedikts Mutter, mit Ende vierzig an Darmkrebs gestorben war, hatte er sich ziemlich zurückgezogen. Er arbeitete von zu Hause aus (wofür er einen Laptop der Firma benutzte, auf dem sämtliche nicht arbeitsrelevanten Websites gesperrt waren), ging selten vor die Tür und unter Leute und auch nicht mehr zum Supermarkt, seit der einen Lieferservice hatte. Längst warf er die wöchentlichen Werbeblättchen nicht mehr ungesehen in den Müll, sondern ging sie Seite für Seite durch und schnitt sich dabei jene Coupons mit online einlösbaren Rabatten aus, wozu er das kleine Skalpell benutzte, mit dem Rita zu Weihnachten und Geburtstagen Grußkarten gebastelt hatte, weil sie der Meinung war, Selbstgemachtes sei schöner als Gekauftes. Das Skalpell war so scharf, dass er die Blätter beim Schneiden nichtmal festhalten musste – einfach locker drüberziehen, fertig. Deshalb legte er es in eine Plastikschiene mit Deckel, wenn er es nicht benötigte. Damit sich niemand verletzte.

Benedikt meinte, es täte Dago nicht gut, dieses Einsiedlertum, außerdem solle er endlich aus diesem Haus ausziehen, in dem sich die Erinnerungen an Rita in die Wände und Böden gefressen hatten, wo ihm in jedem Schrank ihre Sachen begegneten und beim Staubwischen auch nach all den Jahren noch ihre Haare. Diese langen braunen Haare, die ihr binnen weniger Wochen allesamt ausgefallen waren.

Es gab Tage, an denen er aufwachte und in der Dunkelheit des Schlafzimmers überzeugt war, dass sie neben ihm lag. Er meinte, ihren Atem hören und sie

riechen zu können, und wenn er sich auf die Seite drehte und den Arm nach ihr ausstreckte und seine Hand nichts fand außer der leeren Matratze, weinte er, bis es ihm gelang, aufzustehen.

Am besten kam er damit klar, wenn Benedikt die Kinder übers Wochenende zu ihm brachte. Wenn Leben im Haus war, fühlte er sich selbst lebendig. Manchmal übertrieb er es und spielte mit den Kleinen Fangen, rannte durch die Zimmer, ohne an sein Alter zu denken, bis er eine falsche Bewegung machte und ihm ein Schmerz in die Schulter oder den Nacken oder den unteren Rücken schoss und ihn die Realität zurück holte.

Das Telefon klingelte. Carsten rief an, um ihm mitzuteilen, dass das Holzers für die alljährliche Runde nicht mehr zur Verfügung stand. „Ich meine nur, wegen deiner Mail. Hast du das nicht mitbekommen? Unser Laden ist dicht. Für immer. Der alte Reiner ist gestorben, ist einfach umgekippt, als er am Zapfhahn stand, im Dezember war das. Seine Frau hat versucht, zu verkaufen, hat aber nicht geklappt. Niemand wollte den Schuppen übernehmen, wegen der ganzen Renovierungskosten, und du weißt ja, wie leer es meist war. Also ja, Ende einer Ära, mein Lieber. Was denkst du, sollen wir mal mutig sein und was Neues ausprobieren? Neben der Post gibt es einen Griechen, von dem reden gerade alle... Dago, bist du noch da?“

„Ja.“

„Also Restaurant statt Kneipe?“

Dago räusperte sich. Ihm war unwohl. Was, wenn dieser Laden ungemütlich war und das Essen doch

nicht so gut? Das kam schließlich oft vor und er vertraute ungern auf Hörensagen. Für einen Sekundenbruchteil streifte ihn wie die sanfte Berührung eines Geists der Gedanke, abzusagen. Seinen Geburtstag nicht zu feiern, ja, ihn ausfallen zu lassen, zu übergehen, so zu tun, als fände er gar nicht statt, als würde er nicht unaufhaltsam und in immer kürzer und kürzer werdenden Jahren seinem sich in Sehnen, Knochen und Innereien manifestierenden Ende entgegen...

„Kommt einfach zu mir“, sagte er.

„Zu dir? Nach Hause?“

„Klar, welches andere ‚bei mir‘ gibt es denn sonst noch? Ich schreib euch gleich noch eine Mail. Ist doch auch schöner, wenn wir unter uns sind.“

Dago legte auf und merkte, dass er während des Telefonats unbewusst wieder nach der Stelle an seinem Unterbauch gefühlt hatte. Diesmal schien alles in Ordnung zu sein, aber er traute dem Frieden nicht. Würde Rita noch leben, wenn sie die Symptome nicht zu lange ignoriert hätte? Die Ärzte hatten versucht, ihm das auszureden, hatten ihm erklärt, wie unberechenbar Darmkrebs ist und dass sie die Metastasenbildung auch dann nicht hätten aufhalten können, wäre sie früher zu ihnen gekommen. An manchen Tagen glaubte er das. An anderen war er sicher, das Gerede sollte ihn nur beruhigen. Wie sie sich gekrümmt hatte vor Schmerzen und es auf Luft im Bauch geschoben hatte. Oder all das Blut im Stuhl. Hämorrhoiden, sie habe sich in der Apotheke schon Salbe besorgt. So ging das eine ganze Weile bis zu dem Tag, an dem sie vor Schmerzen nicht mehr aus dem Bett kam, ihre

Unterwäsche vollgesogen mit Blut. Da hatte er sie ins Krankenhaus gefahren. Natürlich zu spät, viel zu spät.

Seither fürchtete er sich. Ganz genau horchte er in seinen Körper hinein, hinterfragte jedes noch so kleine Ziehen oder Drücken, jedes Jucken und Pochen. Er stellte sich alles, was er im Spiegel sehen konnte, als Maschine vor, als eine Hülle für sein Gehirn, die optimalerweise diesem Gehirn dienen und rein funktionale Zwecke erfüllen sollte. Jeden Tag erschien ihm die Maschine fehlerhafter, voller Mängel, unentdeckter Schäden und Probleme, die allesamt ihre eigenen Experten zur Analyse und Reparatur erforderten. Benedikt hielt ihn für hypochondrisch und meinte, es läge an der Einsamkeit. „Geh mehr unter Leute, geh wieder ins Büro. Du vergammelst hier sonst.“

Benedikt hatte sicher Recht, zum Teil wenigstens. Aber was würde besser, wenn er seinen schleichenden Verfall einfach ignorierte, so wie Rita ihn ignoriert hatte? Mach Sport, sagte Carsten, dann hören die Schmerzen in Schultern und Rücken auf. Komm mit ins Fitnessstudio, geh mit mir Laufen. Dago hatte es versucht. Der Punkt war nicht sein unendliches Desinteresse an Sport, sondern der ausbleibende Effekt einerseits, die Risiken andererseits. Sein Leben lang hatte er jegliche sportliche Betätigung vermieden, nur um sich in seinen Vierzigern Laufschuhe zu kaufen, fest entschlossen, etwas zu ändern und eine regelmäßige Runde zwischen Kaffee und Frühstück unterzubringen. Am dritten Tag riss eine Sehne in seinem linken Bein. Er stürzte auf einem staubigen Feldweg. Meilenweit war niemand zu sehen. Bis er

das Handy aus der Tasche gefriemelt und den Notruf gewählt, bis eine Ewigkeit später der Krankenwagen eingetroffen und ihn aufgeladen hatte, war er längst restlos überzeugt, das Ende des Tages nicht mehr zu erleben. Nach zwei Wochen im Krankenhaus wurde er humpelnd entlassen, kaufte unterwegs ein und jagte bei dem Versuch, eine Kiste mit Mineralwasserflaschen aus dem Kofferraum zu hieven, eine Bandscheibe zum Teufel. Trotzdem, er gab nicht auf. Auch die Ärzte rieten ihm, sich mehr zu bewegen, um solche Schäden in Zukunft zu vermeiden. Also kaufte er einen Hometrainer, Hanteln, ein Rudergehärt und Yogamatten und richtete sich im Keller einen Workout-Room ein. Carsten gab den Personal Trainer, ermutigte ihn, machte ihm bewusst, wie viel besser er sich nach jedem Training fühlte und wie seine Kondition von Woche zu Woche Fortschritte machte. Bis er gut gelaunt und beschwingt die Kellertreppe hinab hüpfte, den Halt verlor, umknickte und seine linke Kniescheibe unter der Haut eine Rolle rückwärts einlegte.

Seither hatte er den Keller nicht mehr betreten. Sollte das Zeug halt verstauben und verrosten da unten, er wollte es nicht mehr sehen. Ja, ohne Sport tat ihm alles weh. Aber wenigstens brachte ihn der Sportverzicht nicht alle paar Wochen unters Messer.

Kurz zog er in Erwägung, Sit-ups zu machen. Manchmal kamen ihm solch brachiale Einfälle. Ob es ein Leistenbruch war, wüsste er dann mit Sicherheit. Er legte das Telefon auf den Wohnzimmertisch und setzte sich auf den Teppich. Es würde vermutlich höl-

lisch weh tun. Ein Griff, auf die Kurzwahl drücken, Notruf.

Gut, er könnte auch morgen zum Arzt gehen und ihn den Bauch abtasten lassen, der jährliche Ultraschall war ebenfalls überfällig.

Am Ende stand Dago wieder auf und verwarf beide Gedanken. Wenn es am Montag nicht weg war, könnte er sich immer noch darum kümmern, oder? Außerdem, wenn er es jetzt forcierte, hätte sich der Geburtstag wirklich erledigt. So wenig ihn der Anlass auch kümmerte, er freute sich auf die Herrenrunde und auch auf den Besuch von Benedikt, Annika und den Kindern am Samstag.

Er klagte zu viel, sah die Dinge zu düster. Alle in der Runde hatten ihre Zipperlein, nur sprachen sie kaum drüber, außer mit ihm, und er vermutete, sie taten es nur, um ihm zu signalisieren, dass er mit seinen Leiden nicht allein war. Das war übrigens der andere, der unausgesprochene Grund für seine Internetabstinenz: Er neigte sonst dazu, seine Krankheiten zu googeln.

Am Freitag arbeitete er zu lange, saß in der üblichen ungunstigen Haltung, leicht nach vorne gebeugt, Hals und Blick abwärts geneigt, so dass das ganze Gewicht des Schädels wie eine Abrissbirne an der Wirbelsäule hing, vor dem Rechner. Abends raste sein Puls und am nächsten Morgen begrüßte ihn das neue Lebensjahr mit einer veritablen Verspannung. Natürlich.

Das orthopädische Nackenkissen pfefferte er einmal quer durchs Schlafzimmer und fluchte über sich

selbst, weil er für diesen Mist Geld ausgegeben hatte. Als besäße er Unmengen davon. Das Haus gehörte ihm, das war alles. Sein Gehalt brachte ihn über die Runden. Aber die Jahre der Depression nach Ritas Tod hatten seine Ersparnisse aufgefressen. Sich von seinem Sohn und dessen Frau Geld leihen zu müssen war der Tiefpunkt seines Lebens gewesen. Benedikt hatte es ihm gern gegeben und jegliche Zusagen, es irgendwann zurückzuzahlen, energisch und warm lächelnd abgewiesen, aber dennoch.

Beim Zähneputzen sabberte und spritzte er Zahnpasta über den Spiegel und den Fußboden, weil er den Kopf weder drehen noch neigen konnte, und als er in diesem Zustand versuchte, Kaffee zu trinken, erwog er, eine Packung Strohhalme zu kaufen. Stattdessen rief er Carsten an, der praktischerweise nebenan wohnte und, was noch viel praktischer war, vor dem Studium eine Ausbildung zum Physiotherapeuten gemacht hatte. Dass er der Jüngste war, kam Dago aberwitzig vor, aber Carsten war schon immer ein zielstrebiges Energiebündel gewesen, während Dago durch sein Studium geschlunzt war und im elften Semester abgebrochen hatte. Wenn Dago, Peter und Paul (oder PP, wie sie sich nannten) nach einer Feier morgens im Katerselbstmitleid suhlten, lief Carsten bereits seine fünf Kilometer um die Alster, dabei becherte er mehr als sie alle zusammen.

Daran hatte sich nichts geändert. In eng anliegender Sportkleidung trabte Carsten beschwingt durch die Tür. „Alles Gute zum Geburtstag, mein Lieber“, rief er mit breitem Grinsen, das makellose Zähne enthüllte. „Bin ich der erste?“